

Die Lebenslinie durch Berlins pulsierende Mitte

Dienstag, 12. April 2011 02:44 - Von Ina Brzoska

Der Tag, an dem Gertruds Leben noch einmal beginnt, ist ein Wintertag kurz vor Silvester. 1943, es ist Krieg und klirrend kalt. Gertrud T. lebt allein in einem winzigen Zimmer in der Linienstraße. Es ist die erste eigene Bleibe, die sie sich leisten kann. Aus Schlesien ist sie nach Berlin gekommen auf der Suche nach einer Zukunft.

Jeden Morgen macht sie sich früh auf den Weg zur Arbeit. Sie hilft in der benachbarten Ackerhalle in der Fleischerei aus. Ein hartes, ein eintöniges Leben. Doch an jenem Wintertag entdeckt die junge Frau ein bekanntes Gesicht vor der Fleischtheke. Kurt. Ein Freund aus friedlichen Kindertagen.

Jetzt ist Kurt Soldat. Er kämpfe in Russland, erzählt er und trägt dabei sein Gewehr über der Schulter, als könne der Krieg hier, in der Ackerhalle, jederzeit losbrechen. Er sagt: "Ich muss bald wieder zurück an die Front". Und dann, unvermittelt: "Willst du mich heiraten?"

Heute, fast 68 Jahre später, ist Gertrud T. eine betagte Dame mit grau-weißen Locken. Wenn sie von jenen Tagen spricht, klingt es, als sei alles gerade erst geschehen. Und sie erzählt oft - immer, wenn sie nach ihrem Leben in der Linienstraße gefragt wird. Vielleicht, weil ihre Enkelkinder die Geschichte so gerne hören. Wie der Opa der Oma den Antrag machte. Eine Liebesgeschichte in den schlimmsten Tagen des Zweiten Weltkriegs.

Sicher, alles hätte romantischer sein können, aber damals musste es eben schnell gehen. Bei der Trauung trägt der Bräutigam Uniform, sie leiht sich ein Brautkleid bei der Nachbarin. Die letzten gemeinsamen Tage verbringen sie in ihrem winzigen Zimmerchen an der Linienstraße. Dann muss Kurt zurück an die Front. Und das junge Paar nimmt sich vor, in besseren Zeiten aus der Spandauer Vorstadt wegzuziehen, aus dieser ärmlichen, verrufenen Gegend. Es sollte anders kommen. Franz Biberkopfs Kiez

Was viele heutige Bewohner der Linienstraße nicht wissen: Der Kiez - inzwischen einer der begehrtesten und bestsanierten Berlins - zählte vor bis vor der Wende zu

den ärmsten Gegenden der Stadt. Schon im 19. Jahrhundert waren mehr und mehr Kleinbürger und Arbeiter in die Spandauer Vorstadt gezogen. Zwischen den beiden Weltkriegen zog die Linienstraße Kriminalität und Prostitution an. 1929 ließ Alfred Döblin in seinem Roman "Berlin Alexanderplatz" den Protagonisten Franz Biberkopf in die Linienstraße ziehen. Hier verkriecht er sich, gerade aus dem Gefängnis entlassen. Halb verkommen, halb verwunschen waren die Hinterhöfe, und nicht nur die Berliner Morgenpost fand hier jede Menge Stoff für Milieugeschichten. Die Spandauer Vorstadt rund um Rosenthaler Platz galt als halbseidene "Verbrechergegend" - von Kindsmorden, Überfällen, politischen und sozialen Unruhen sprechen die Schlagzeilen. Die Linienstraße trug den zweifelhaften Kosenamen "Die Ritze".

In Gertruds Nachbarschaft wohnten Lohnarbeiter aus den Stahlwerken, Dienstmägde und Verkäuferinnen. Alte Fotos aus der Zeit zeigen die Tristesse: Verfallene Fassaden, undichte Dächer. Geheizt wurde mit Holz oder Kohle, eigene Bäder oder Toiletten waren seltener Luxus. Sogenannte Schlafburschen zahlten ein paar Reichsmark, damit sie ein paar Stunden Ruhe finden konnten, Großfamilien lebten zu zehnt auf kleinstem Raum.

"Damals hat niemand gerne zugegeben, dass er in der Linienstraße wohnte", sagt Günter Malaschewski. Der 77-Jährige ist hier aufgewachsen, er ging am Koppenplatz zur Schule. Wenn er nach seinen Kindheitserinnerungen gefragt wird, erzählt er von heftigen Gefechten in Mitte. Er wohnte im Nachbarhaus der St.-Adalbert-Kirche (Nr. 100) und erlebte als Kind, wie Berlin ausgebombt wurde. Viele Nächte verbrachte er in der Kellern der Hofkirche. "Wenn ich heute durch die Straße laufe, sehe ich manchmal noch die brennenden Häuser vor mir", sagt er. Im Mai 1945 standen plötzlich russische Soldaten vor der Tür. Ihre Pferde führten sie in die zerstörte Kirchenhalle, verbrachten dort ein paar Nächte. Die Katholiken hatten Glück im Unglück - im Haus gab es Zugezogene, die russisch sprachen. Sie sorgten dafür, dass die Situation nicht eskalierte.

Günter Malaschewski war erst elf Jahre alt, als der Krieg endete. Er spielte in den Trümmerbergen an der Linienstraße, während in der Nachbarschaft Gertrud T. auf die Rückkehr ihres Mannes wartete. In dieser Zeit klopfte sie als "Trümmerfrau" tausende Steine für den Wiederaufbau Berlins. Andere Nachbarn suchten nach Dachziegeln, Nägeln oder Metallplatten, um die zerstörten Häuser wieder instand zu setzen. Das viele Bauholz, das auf der Straße lag, wurde auch dazu genutzt, um die Öfen zu befeuern.

Es gibt nicht mehr viele Zeitzeugen wie Günter Malaschewski. Manchmal wird er von Historikern oder Touristen nach der Geschichte der versteckten Hofkirche gefragt. Er hat deshalb in der dicken, alten Kirchenchronik nachgelesen, die in fein säuberlicher Tintenschrift unzählige Ereignisse vermerkt - die oft auch ein Stück Kiez-Geschichte erzählen. Malaschewski berichtet in diesem Zusammenhang gerne vom schwierigen Beginn der kleinen katholischen Gemeinde im Viertel. Als sie in den 30er-Jahren ein Gotteshaus zwischen die Wohnhäuser der Linienstraße bauen wollten, protestierte die Nachbarschaft - in ihrer großen Mehrheit kommunistisch geprägt. "Rote Linie" wurde die Straße deshalb auch genannt. Flugblätter riefen zum "Sturmangriff" auf, den Katholiken sollte es "verleidet werden", sich in der "roten Linienstraße festzusetzen" und hier ein "sogenanntes Gotteshaus" zu errichten. Doch die Katholiken konnten sich schließlich durchsetzen, 1933 war der rechteckige Saalbau fertiggestellt und prangte zwischen alten Wohnhäusern auf dem Gelände einer ehemaligen Butterfabrik. Mehrere Tausend Gemeindemitglieder feierten die Einweihung der Kirche, während die Kommunisten trotzig die "Internationale" aus dem Nachbarhaus ertönen ließen.

Auch in der DDR blieb das Verhältnis der roten Nachbarn zu den Katholiken schwierig. Gemeindemitglieder wie Gertrud T. oder Günter Malaschewski, die nie in die SED eingetreten sind, reden auch heute noch nicht gerne über die politischen Verhältnisse vor der Wende. "Wir waren oft außen vor", beschreiben sie ihre Situation. Der Rest ist Schweigen.

Und die Linienstraße, sie wirkte bis zu Wende, als schlummere sie seit Kriegsende im Dornröschenschlaf. Von graubraunen Fassaden bröckelte der Putz, sie waren zerfurcht von Einschusslöchern. Manchen Hinterhäusern fehlten die Vorderhäuser, auf Balkonen wuchsen Bäume in den Himmel. Verrammelte oder zerbrochene Fenster verrieten den Leerstand im Kiez. Über allem hing der Geruch von Kohleheizung. Und dann fiel die Mauer.

Schon im Herbst 1989 erwachte das Leben in der Linienstraße. Innerhalb weniger Monate waren die ersten Häuser besetzt. Junge Menschen richteten sich in maroden Altbauten ein, ihnen folgten Musiker, Künstler, Studenten, eine neue, agile Großstadt-Boheme richtete sich ein.

Auch Christiane Waszkowiak zog her, eine Charlottenburger Galeristin mit hellrotem, kurzem Haarschopf. Sie erlebte die Aufbruchsstimmung mit. "Nichts war definiert, jeder konnte mitgestalten", sagt sie. Genau das reizte sie. Als eine der ersten eröffnete sie hier eine Galerie, holte Künstler aus Chicago, London oder aus der slowenischen Hauptstadt Ljubljana nach Berlin (Galerie mitArt, Nr. 139).

Wer sich wirkungsvoll präsentieren wollte, musste seine Werke hier zeigen - das sprach sich auch in der internationalen Kunstszene schnell herum. Auch der junge Russe Dennis Dodgy, Kunststudent aus Sankt Petersburg, kam. Er lebte einige Zeit in einem besetzten Haus in der südlichen Linienstraße. "Frei, chaotisch und inspirierend" sei das Leben in Berlins Mitte damals gewesen.

Es dauerte nicht lange, da wurden alte Eigentümer und Investoren auf den angesagten Kiez aufmerksam. Christiane Waszkowiak erzählt, wie jeder versuchte, sein Revier abzustecken. 1993 wurde die Linienstraße zum Sanierungsgebiet erklärt, nun standen Fördermittel zur Verfügung. Die vom Senat beschlossene Sanierungs- und Erhaltungssatzung schrieb vor, zu restaurieren statt abzureißen. Heute stehen mehr als 30 Bauten und Plätze an der Linienstraße unter Denkmalschutz. Darunter das Haus der Feuerwehr, 1851 erbaut (Nr. 128-129). Die Volksbühne (Nr. 227), der Koppenplatz, an dem Günter Malaschewski zur Schule ging oder der Garnisonfriedhof (Nr. 207-212). In Lücken, die die Bomben gerissen hatten, setzte man zu DDR-Zeiten Plattenbauten. Sie gehören heute zu den wenigen Häusern, deren Mieten nicht so stark gestiegen sind wie ringsum - viele, die hier wohnen, waren auch schon vor der Wende da.

Doch die aufwendig sanierten Altbauwohnungen und luxuriös ausgebauten Dachgeschosse haben größtenteils neue Mieter. Prominenz zieht in den Kiez: Anette Schavan, Maybritt Illner oder der neue Verteidigungsminister Thomas de Maizière, Schauspieler und Sänger wie Max Raabe oder Ben Becker. Die Zugezogenen freuen sich über das Bohème-Flair und die verkehrsberuhigte Lage inmitten der Stadt - seit zwei Jahren dürfen Fahrradfahrer in der Linienstraße nebeneinander fahren. Und die Italiener, Engländer oder Spanier, die hier leben, schicken den Nachwuchs auf die internationale Cosmopolitan School.

An der Linienstraße gibt es heute rund ein Dutzend Galerien, einige Designer präsentieren sich hinter pastellig-verputzten Fassaden. Der Kiez-Laden ist inzwischen ein Bio-Geschäft, außerdem gibt es einige Heilpraktiker, Confiserie- und Schokoladen-Geschäfte, eine Schmuckmacherin und eine Weberin. Unter anderem zeigt das viel bejubelte Design-Label Kaviar Gauche (Nr. 44), bekannt für seine cool-elegante Brautmode, hier seine neuesten Kollektionen. Und Galeristin Christine Waszkowiak eröffnete vor einiger Zeit das erste Bio-Hotel Berlins (Nr. 139). In einem Hinterhof der südlichen Linienstraße hat sie das Gebäude der einstigen Militärdruckerei umbauen lassen. Ihren Gästen serviert sie Zitronen-Kamutnudeln mit Hokkaidokürbis oder Rückensteak vom Demeter-Kälbchen.

Gertrud T., die vor dem Zweiten Weltkrieg ihr erstes eigenes Zimmer in der Linienstraße bezog, wohnt inzwischen nicht mehr hier. Nach der Wende erlebte sie, wie sich ihr Kiez, dem sie sieben Jahrzehnte treu geblieben war, in atemberaubendem Tempo veränderte. Erst ging der Bäcker, dann der Fleischer, auch der Schnaps- und der Elektroladen gaben auf. Von den vielen Eck-Kneipen ist nur noch das "Bötzow" übrig (Nr. 133). "Und mit dem Einkaufen wurde es immer schwieriger", sagt die alte Dame, "der Kiez ist mir schon sehr fremd geworden mit der Zeit". Selbst Bio-Hotel-Besitzerin Waszkowiak, die sich gerade die Zahl der Gästebetten aufstockt, meint, dass Anwohner sich freuen, wenn im Kiez mal ein gewöhnlicher Zeitungsladen oder ein Spätkauf aufmache.

Ein Neubau an ihrem Haus habe ihr plötzlich die Aussicht aus dem Fenster versperrt, erzählt Gertrud T. Ihre Tochter fand für sie eine neue Bleibe in der Invalidenstraße. Anders als viele andere Alteingesessenen, die neue Entwicklungen gerne als "Schickimicki" abtun, will Gertrud T. die Veränderung gar nicht verurteilen. Die Sanierung der Häuser sei nötig gewesen, sagt sie, und wenn sie heute durch die Linienstraße läuft, dann staunt sie, wie aus der einst armen Gegend ein solch elegantes Viertel werden konnte. Heimisch fühlt sie sich aber nur noch in der St.-Adalbert-Kirche, in der sie mit Günter Malaschewski jeden Sonntag den Gottesdienst besucht. Gertruds Kinder wurden hier getauft, die Tochter hat in der kleinen Hofkirche geheiratet. Hier betet sie regelmäßig für ihren Mann. Fünf Jahre nach der schnellen Hochzeit im Kriegswinter 43 kehrte er aus englischer Gefangenschaft zurück. In der DDR arbeitete er als Zimmermann. Und starb in den 60er-Jahren nach schwerer Krankheit.

Clara Zetkin grüßt die Clubgänger

Trotz des Wandels, den die Linienstraße vollzogen hat, erwachen die alten Geister noch ab und an. Der Russe Dennis Dodgy, der nach der Wende in eine besetzte Brache in der Linienstraße zog, ist dem Kiez treu geblieben. Vor einigen Monaten feierte er hier mit Kollegen den Umzug des Clubs CCCP (Ecke Rosenthaler Straße). Der Name, der kyrillische Schriftzug für UdSSR, prangt seither in großen Lettern an der Außenfassade. Natürlich ließen es sich die Männer aus Sankt Petersburg nicht nehmen, auch die Außenfassade blutrot zu streichen. Inzwischen wollen sie erfahren haben, dass der DDR-Bau vor der Wende einer der liebsten Treffpunkte für FDJler war. Die Russen spielen mit der manchmal komischen, manchmal absurden Ostalgie, die auch viele Touristen in ihren Laden lockt. Und mit den Klischees, die mit Russen in Verbindung gebracht werden. Im Club ist es plüschig, es gibt Hochprozentiges aus Moskau. Stalin, Lenin und Mao Zedong lächeln von den

Wänden. Und weil Russen gerne jagen, zieren ausgestopfte Bären und Kalaschnikows die Fensterfronten. Kürzlich kam ein Nachbar vorbei, von dem Dodgy erzählt, dass er noch stolz seine DDR-Fahne in den Wind hängt. Der Nachbar überreichte den Russen ein Geschenk: Eine Tafel, von der die Kommunistin und Frauenrechtlerin Clara Zetkin streng herabschaut. Seither prangt auch Clara Zetkin an der roten Fassade des CCCP. Manche Touristen halten die Tafel für ein Denkmal. Andere wissen nichts mit dem Namen anzufangen.

Gertrud T. sind solche skurrilen Späße suspekt. Aber lebendig ist sie, die alte "rote Linie", lebendig wie lange nicht.

Lesen Sie Morgen: Wilmersdorfer Straße

"Wenn ich heute durch die Straße laufe, dann sehe ich die brennenden Häuser noch vor mir."